

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 238.

Mittwoch, 12. Oktober

1927.

(2. Fortsetzung.)

### Schattenpuppen.

(Nachdruck verboten.)

Ein Roman aus Java von Willy Seidel.

Was man in Europa Privatleben nennt, spielt sich in Weltevreden fast auf der Straße ab. Von vorn bis hinten stehen die Häuser offen; blattgeputztes, tadel-freies Familienleben wird dem Volk oder dem Nachbarn demonstriert. Der Holländer lehnt sich selbst aus der Phantasiearmut der für wenige Jahre zusammengekauften Magazinmöbel heraus und starrt mit seinen müden Bureauaugen in das „vorüberbrausende Leben“.

Für Mevrouw de Ruyter gibt es keine Wechselbeziehung zwischen Straße und Veranda. Sie verbaut sich den Vorgarten mit dichten Schattensträuchern; ja wohl, die ganze Schleife der Einfahrt entlang stellt sie chinesische Blumentübel auf, und um ihrem exzentrischen Wesen die Krone aufzusetzen, verkriecht sie sich, wie eine Hexe, die verschmierte Gewebe spinnt, hinter das Haus und empfängt ihre Besuche dort. Doch ist das Gern harmlos, das sie spinnt, denn sie gibt einen Pensionstisch an sechs bis acht Leute, ohne sie gerade zu überfordern.

Eigentliche Quelle ihres Einkommens ist Blumen-zucht. Zu jeder Gelegenheit in erreichbarer Nähe schickt sie ihre Produkte. So hat sie nicht schlecht zu leben. Ihrem längst verstorbenen Mann hat sie eine Reihe verwegen blickender Söhne und bildschöner Töchter geboren. Bis auf Mevrouw Rehmerdill sind diese Töchter nach auswärts verheiratet; von den in Batavia ansässigen Söhnen ist Hendrikk Lehrer in der „Stovia“, dem medizinischen Lehrinstitut für Eingeborene, und Peter Notar im Vorfig des „Indoeuropäischen Verbandes“.

Rehmerdill durchschreitet den Gang zum Speisezimmer. Es ist lange her, daß er sich hier nicht mehr gezeigt. Ist die dämmrige Wohnung ohnedies schon vollgepfropft mit Europa-Möbeln der schlimmsten Periode — schon Mijneheer de Ruyter, der sein „van“ gegen ein „de“ eingetauscht, hat zu seiner Zeit einer eleganten Lebensführung gehuldigt —, so wirkt der Reichtum an Blumenvasen vollends erdrückend. Auf jedem Mahagonibord, jeder Kredenz, jeder Kommode blüht Messing, drängt sich chinesische Duzendkeramik an deutsches Fabrikporzellan. Und diese Dedchen überall! Diese Amoretten in Perlstickerei! Dieser zerlegte Orient, der ihm entgegenquillt. Ha! Diese Eldrude. Orgien von Rosa unter Zephyrschleiern und „südlischen Himmeln“! Und dazwischen wieder etwas Schönes, Seltjavanißes... Qualvoll zwecklos.

Er muß eine Beklemmung überwinden, denn es steht ihm ein Kampf bevor mit Leuten, in deren Köpfen der Begriff „Behaglichkeit“ solche Form annehmen kann. Wind muß er hineinblasen in diese unfaubert-altmodische Würde, das gespreizte Milieu der fünfunds-sechzigjährigen indischen Matrone. Wie kam es nur, zum Teufel, daß er dies vor zehn Jahren so wenig empfand! Er hat Antja herausgeholt und auf eigene Füße gestellt, doch es hat nichts geholfen; mit allen Fasern ihres Wesens ist sie hier hängen geblieben.

Er schreitet aus der Glastür in den Hintergarten. Auf der Treppe drängen sich Blumentöpfe, stapeln sich Kränze. In der feuchten Glut hier gedeiht ein Farben-

wirrwarr. Rabattenförmig geordnet strecken sich parallele Bambusgestelle in die Gartentiefe. An den Drähten hängen breitmächtige Bastkörbe oder schimmelnde Rindenbündel voll weißer, gelber oder violetter Orchideen. Aus all dem quillt ein Duft, der Schwindel erzeugt; ein Gemisch von Humusmoder und penetranter Süße.

Als er das Labyrinth ganz durchdrungen, steht er vor einer Gruppe von Menschen, die unter dem Wellblechdach, am Beginn des asphaltierten Ganges zur Küche, Tee zu sich nehmen. Das erregte Gespräch verstummt flugs, als sie ihn sehen. Rehmerdill erkennt die gesamte in Batavia ansässige Familie. Aha, er soll also heute vor ein Tribunal kommen. — Peter und Hendrikk sind breitschultrige Menschen mit massiv geschnittenen gutmütigen Gesichtern. Wären sie blond und weiß, sie würden als „Pioniergehalten“ Aufsehen erregen. Die schwarzen Haare jedoch, die schlaffe Attitüde, das sahle Kaffeebraun der Hautfarbe, die weichen, entgleitenden Händedrüde sagen dem Kenner sofort, daß er es hier mit „Indos“ zu tun hat, mit Mischlingen, die mindestens zur Hälfte malaiisch sind... Der Großvater de Ruyter hat sich seine Frau aus Soerakarta geholt, und da die dortigen Javanen Urabkömmlinge von Hindus sind, so ist es ja eigentlich (wie Rehmerdill damals meinte, als er Antja zu sich nahm) eine „arische Familienangelegenheit“ gewesen.

Diese Auffassung hat sich bei ihm verloren.

Als er Antja heute bei ihresgleichen sitzen sieht mit flammenden Augen, die mattweißen Hände im breiten Schoß geballt, wird ihm ihre Ähnlichkeit mit Brüdern und Mutter deutlich wie nie. Sie ist einfach die weibliche Ausgabe der hübschen, großen, schlaffen feisten Männer. Und während er sich kopfnidend niederläßt, denkt er blinzelnd: „Das hat nun jahrelang neben mir Fetz angelehnt, und ich hab es ertragen, wie ein schlechtes Bild im Zimmer. Das Bild gefiel mir anfangs; längst aber mußte es vom Haken herunter. Hier ist sie zu Hause.“

„Eh...!“ — Die Alte gibt ein zerborstenes Lachen von sich und reicht ihm ihre Hand hinüber, an deren verrunzeltem Mittelfinger ein dicker Schlangenring sitzt. Rehmerdill beugt sich vor und überwindet sich zu einem Handkuß. „Ist das auch noch eine Hand?“ denkt er. „Das ist ja ein Tschitjat!“ Die kleine Hand entgleitet ihm glatt und kühl, und nun reichen die Brüder ihre großen, warmen Pranken herüber. Antja begrüßt ihn kaum. Mit hochgezogener Kopfhaut und großen Augen, die leblos, wie gemalt, im gepuderten Gesicht sitzen, starrt sie ihn an. Man lächelt von allen Seiten; überall trifft der Blick Rehmerdills auf sonnig gelüftete Gebisse. „Prächtige Zähne habt ihr“, denkt er verdrießlich. Er versucht zurückzuwinkeln, doch dieser schwache Abglanz wird von seinem hängenden Schnurrbart halb verdeckt.

„Da ist er ja, der böse Mann!“ spricht die Alte endlich, und ihre Augen verkriechen sich hinter geschwollenen Lidern. Es gibt Schnitzereien auf Seifenstein, die ihr ähnlich sehen. Ein Köstchen zieht über die Szene,



das Lächeln ringsum erlischt. Die Alte räuspert sich unrein und schlürft ein Schlückchen Tee, das nach Jasmin riecht. Sie bewegt den Kopf wie eine witternde Schildkröte.

Kehmerdill gibt sich einen Ruck, bietet Zigaretten an und bringt ein Gespräch in Gang. Man spricht über Politik. Peter, als „Vollholländer“, verteidigt die Regierung und hat wenig Verständnis für „Home Rule“. Hendrijs jedoch schwört auf Limburg-Stirum und auf eine fortschrittliche „christlich-ethische Innenverfassung“. Sie schmauben und geraten sich darüber, unter großem Wortschwall und vielen Gesten, fast in die Haare. Kehmerdill wirft ab und zu ein Wort hinein, das beiden Standpunkten gerecht zu werden scheint. Er sitzt ja selber am Pulverfaß und hat kein Interesse daran, den Gegensatz zu schüren. Der „Vollholländer“ Peter beschlagnahmt ihn bedingungslos für sich; das fühlt er und spürt einen faden Geschmack im Mund. Immer heißt es „wir“ dabei, oder „uns“. — Plötzlich geschieht ein Knall.

Eingeschüchtert blickt man auf die Matrone. Sie hat wie ein Zeremonienmeister zur Eröffnung des offiziellen Teiles der Sitzung ihren Malakastod auf die Knieen gestoßen. Ihr Kiefer schiebt sich vor, ihre Augen sind trüb glitzernde Rizen.

„Wir sind nicht zusammengekommen“, spricht sie mit wankender Stimme, „um zu politisieren. Oder denkst du, Otto, es sei nur ein hübscher Zufall, daß meine Söhne zugegen sind? — Denkst du, ich hätte telephoniert, damit der Verkehr nicht einschläft?“

Kehmerdill paßt stark. „Ich habe Fieber, Mevrouw“, erwidert er fast schmeichelnd. „Ich freue mich, daß Sie sich meiner erinnern. Eine Tee-Einladung ist nicht problematisch. Daß Peter und Hendrijs hier sind, tut mir wohl, ohne mir den Kopf zu verdrehen.“ Die Männer schnalzen leise mit den Zungen und wiegen die schwarzen Scheitel.

„Ja! — Du willst es glatt und schön und bringst Handschuhe mit. — Wir wollen Tee trinken, gewiß. Wir lieben uns alle untereinander. Das ist doch so, nicht wahr, Otto?“

Kehmerdill schweigt. Er kratzt sich mit dem tabakgelben Nagel des Zeigefingers an der Rinne der Oberlippe.

Die Alte bewegt sich heftig im Korbstuhl; dieser kracht. Sie hebt den Krüdstod und deutet damit auf Antja. „Da sitzt deine Frau“, spricht sie, und ihre Stimme geht modulierend in ein leises Kreischen über — da sitzt eine gebrochene Frau, Otto . . . und diese ist — meine Tochter!!“

Kehmerdill schweigt weiter. „Wer sind diese Leute?“ muß er plötzlich denken . . . „Was wollen sie eigentlich von mir?“

Endlich jagt er kurz: „Sie erzählen da nichts Neues Mevrouw. Es scheint, man hat vor, theatralisch zu werden. Also nehmen Sie kein Blatt vor den Mund.“

Die Alte atmet stark. Ihre Zehen krümmen sich in den offenen, mit schillernden Metallplättchen bestickten Sandalen. Tastend streicht sie sich den Sarong glatt, den sie innerhalb des Hauses zu tragen pflegt — eine Ranken- und Blätteraffäre in Ziegelrot und Ocker — und bringt die Hand mit ratlos bebenden Fingern an den mächtigen Schildpattkamm im Hintertopf. Sie blickt um sich, aber die Söhne springen ihr nicht bei. Sie schnalzen nur wiederum leise mit den Zungen. Plötzlich sagt Antja: „Er hat keinen Respekt vor Ihnen, Mama. Dabei ist er aber fast noch höflich. Sie sollten ihn nur hören, wenn er . . .“ Sie gerät ins Schluden, und ihre gemalten großen Augen verschleiern sich.

Der Doktor begreift immer deutlicher die Harmonie in dieser Verschwörung.

„Wenn er was?“ schnauft die Alte.

„Wenn er mich anfährt, Mama, ohne Grund und Sinn . . . Oh, er macht mit mir, was er will. Weil ich zugenommen habe, weil ich mit Djodof spiele, weil ich eine schlechte Hausfrau bin und seine Gäste nicht unterhalten kann. Weil ich ungebildet bin. Weil ich keine Kinder kriege.“ Dies alles stößt sie ruckweise hervor.

„Du hast vorhin gesagt, daß ich theatralisch bin,

Otto“, beginnt die Alte nach unreinem Räuspern. „Du bist salopp . . . aber ich will dir ruhig erklären, was uns an dir nicht mehr gefallen will. Du besuchst uns nie. Vom Koningsplein zum Waterloo-plein ist es nicht bis zum Ende der Welt. Auch deine Schwäger vernachlässigt du, besonders Hendrijs, an dem dich doch gleiche Interessen fesseln . . . Und daß Antja keine Kinder kriegt, ist nicht ihre Schuld . . . Du nährst dich ihr nie in zärtlicher Absicht, das ist es!“ —

„Ich habe keine Zeit, Mevrouw. Ich bin übermüdet.“

„Seit zwei Jahren schlägt man dir vor, einen Assistenten zu nehmen. In Europa gibt es genug.“

„Der Assistent kostet zweitausend Gulden Übersfahrts-spesen und tausend Gulden Gehalt monatlich.“

„Wenn ich an meinen seligen Kornelius denke, der hätte sich nicht besonnen. Der war großzügig . . .“

„Sie werfen mir Geiz vor, Mevrouw. Aber das ist es nicht. Ich kann es ja schaffen ohne Hilfe.“

„Aber deine Frau, Otto, geht darüber zugrunde!“ stößt die Alte höchst erregt hervor und deutet wiederum mit dem Krüdstod nach der Tochter. — Kehmerdill sieht sich diese Frau an, die zehn Jahre neben ihm gelebt, mit ruhiger Abschätzung, als betrachte er ein Möbelstück. Das Fieber stimmt ihn gleichgültig und verhindert, daß er über sich selbst erstaunt. Das sanfte Karussell beginnt wieder; die ganze Gruppe auf ihren Korbstühlen bewegt sich sprunghaft nach links, und die alte Frau, über Meilen hinweg, aus fremder Sphäre, deklamiert eine eingelernte Rolle. Es ist ja alles restlos logisch, was sie vorbringt. Aber kann dies animalische Geschöpf dort drüben, Antja, mit ihrer elfenbeinfarbenen Haut, mit ihren runden Armen, mit dem Doppeltinn und den rollenden indischen Augen wirklich „zugrunde“ gehen? Die Vorstellung kommt ihm plötzlich spaßhaft vor. Er lacht.

„Damit hat es noch gute Weile, Mevrouw. Antja ist gesund und noch jung. Sie kann sich amüsieren, so viel sie will. Peter und Hendrijs werden sich ein Vergnügen machen, sie ins „Des Indes“ zu nehmen, oder ins „Koningsplein“ . . .“

„Aber sie will mit dir gehen“, spricht die Alte knarrend und mustert ihn aus ihren trüben Chinesen-Augen.

„Und sie will in die „Harmonie“.“

„Sie wissen selber ganz gut, Mevrouw“, spricht Kehmerdill kühl, „daß das seine Schwierigkeiten hat. Selbst wenn ich Zeit und Lust hätte, — es gibt da gewisse Vorurteile . . .“

(Fortsetzung folgt.)

## „Treulich geführt.“

Nach Tagebuchaufzeichnungen wiedererzählt von G. Salm.

Zu Ende der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts war mein Großvater als Regierungsrat bei der königlichen Regierung in Koblenz tätig. In dieser Eigenschaft hatte er einmal ein Gutachten in einer Angelegenheit auszuarbeiten, die die nicht allzuweit von Koblenz entfernten fürstlich-biedischen Besitzungen betraf. Es hatte nämlich ein Einbrecher auf einem seiner Raubzüge das Jagdschloß des Fürsten heimgesucht und vielerlei wertvolle Trophäen, Jagdpreise und Tafelgerät mitgehen lassen. Der Täter war in der Person eines gewissen Heydt ermittelt worden; man hatte ihm den Prozeß gemacht und ihn auf mehrere Jahre ins Zuchthaus geschickt. Diese Zeit war um, und man sah mit Unbehagen, ja mit Schrecken dem Tage entgegen, da der entlassene Sträfling sein voriges Gewerbe wieder aufnehmen würde. Nicht ohne Grund befürchtete man, daß er die einsame Lage seines kleinen Häuschens mitten im Walde zur Begehung weiterer Verbrechen ausnützen könne, und man versah sich der schlimmsten Dinge von ihm. In solcher Not unterbreitete man dem königlichen Oberpräsidenten die Anfrage, ob es angängig sei, den Heydt zur Aufgabe seiner abgelegenen Wohnung zu zwingen und ihn in ein Dorf zu verpflanzen, wo er unter den Augen der Obrigkeit ganz anders überwacht werden könne.

Mein Großvater bearbeitete die Sache sehr sorgfältig, kam aber zu dem Urteil, daß eine gesetzliche Handhabe zu einer solchen Zwangsmassnahme nicht bestehe, und sandte sein Gutachten in diesem Sinne an die fürstlich-biedische Verwaltung in Bied.

Einige Zeit später wollte es der Zufall, daß er in eben jene Gegenden eine Revisionsreise antreten mußte. In-



besondere führte ihn sein Weg von Neuwied aus mehrere Stunden weit nach Haus Br. bei Linz, das er am Abend noch erreichen wollte. Man hatte ihm von Br. aus einen Knecht mit einem Pferde entgegenesandt, das er bestieg. So lange der Weg eben und gut gangbar war, hielt der Knecht Schritt mit dem Reiter, je mehr es aber in unwegsame Gebirgstäler, Schluchten und Wälder hineinging, Bäche zu überqueren galt und häufig Berg und Tal miteinander wechselten, um so mehr ermüdete der Fußgänger, blieb nach und nach zurück und war endlich ganz aus dem Gesichtskreis meines Großoheims verschwunden.

Mittlerweile war Dunkelheit aufgebrochen. Drohende Wolken jagten am Himmel, saulende Windstöße gingen, einem fremden Atem gleich, durch die Büsche und reißten manchmal mit plötzlichem Schlag Bündel von Zweigen fliegend auf das Pferd, das entsetzte Seitensprünge tat und den Reiter nicht selten in Gefahr brachte, gegen einen Baum geschmettert zu werden. Die im Anfang immer wiederkehrenden Ausblicke auf das Silberband des Rheins, den Krahenberg und die Höhen von Andernach, auf die Dächer und Türme von Neuwied und Trilich blieben aus. Rings sah er nichts um sich als Dornengebüsch, wildes Dickicht und kümmerlichen Pfad durch Strauchwerk und Bäume, in denen der Sturm riss und zerrte. Nicht einmal mehr ein Glodenton verirrte sich bis zu ihm hinauf, und er überleale, obgleich er ein unerschrockener und sehr gottesfürchtiger Mann war, bei sich, um wie viel weniger seine schwache Stimme gehört werden könne, wenn er in Gefahr kommen sollte.

Mit einem Male erinnerte er sich auch der von ihm bearbeiteten Angelegenheit des in diesen Wäldern heimlichen Zuchthäuslers Heedt, und er bereute im stillen, den Knecht zurückgelassen zu haben, zumal er ohne Waffe war. „Du hast A gesagt, du mußt nun auch A sagen“, dachte er bei sich, zog den Hut fester in den Kopf und trieb das Pferd an. Doch war es ihm durchaus nicht unlieb, als an einer fast unwegsamen Stelle plötzlich der milde Schimmer eines Lichtes durch die Büsche brach und gleich darauf eine Waldhütte vor ihm lag. Erleichtert aufatmend ritt er heran, spähte durch die Scheiben und sah einen Mann, offenbar einen Waldhüter, der auf einer Strohschütte lag und zu schlafen schien. Er pochte ans Fenster, der Mann sprang auf, trat in die Tür und fragte nach seinen Wünschen. „Ich bin ein wenig in die Irre geritten“, sagte mein Großoheim, „bitte, sagen Sie mir, wie weit es noch bis Br. ist.“ — „Gut anderthalb Stunden auf dem nächsten Richtweg“, erwiderte der Fremde. — „Wäret Ihr bereit, mich gegen ein gutes Trinkgeld bis dahin zu begleiten?“ fragte der Oheim, und der Fremde, in dessen Einsamkeit Geld wohl selten seinen Weg finden mochte, sagte zu. Er zog nur schnell eine Kapuze über, die sein Gesicht fast verbergte und jedenfalls einen trefflichen Schutz gegen Wind und Regen bot, und nahm einen derben Knotenstock aus der Ecke, dann brummte er: „Fertig; 's kann losgeh'n“, und trat neben das Pferd.

Dem Oheim, dem alle Räubergeschichten wieder einfielen, die damals das Land durchschwirrten, wurde beim Anblick des halbvermummten Gesellen nicht eben geheuer. „Du gibst dich“, so überlegte er bei sich, „hier mitten im Walde, bei dunkler Nacht, fern allen Menschen, in die Gewalt eines dir ganz fremden Mannes, der dich führen kann, wohin er will. Es heißt auf der Hut sein.“ So nahm er sich denn vor, seinen Führer keine Minute aus dem Auge zu lassen und ihn beim geringsten verdächtigen Zeichen sofort über den Haufen zu reiten. Er hieß ihn des engen Weges halber mit seiner Laterne vorangehen, was jener auch mürrisch brummend tat. Auf den Knotenstock gestützt, vom hin- und herschwankeuden Lichtchen seiner Laterne und den Schatten der Büsche zu einer phantastischen Riesengestalt verzerrt, schritt der Fremde vor dem Reiter her. Dazu waren seine Gewohnheiten nicht eben die angenehmsten. Einmal wies er mit dem Knüttel auf einen lichten Platz, in dessen Mitte eine Eiche stand, und erklärte grinsend, da seien früher die Missetäter aufgehängt worden, die die Fürsten von Wied beim Jagdfrevel und anderen Verbrechen betroffen hätten. Dann wieder zeigte er in ein Tannenbüsch und erzählte mit einem gewissen schmerzlichen Wohlbehagen, dort habe man vor einigen Jahren einen Wiedischen Oberförster erschossen aufgefunden. „Wer 's getan hat, weiß man nicht“, fügte er an, „der Kerl läuft heut' noch herum.“ — „Vielleicht war's der Heedt“, entfuhr es meinem Großoheim. — „Der Heedt, der Heedt“, murmelte der andere schen, „warum soll's der Heedt gewesen sein? Weiß nicht, glaub's nicht, der Heedt sah wohl um diese Zeit in Numero Sicher, Herr.“ Man querte eine über die Höhe führende, entsetzlich zerfahrene Landstraße, die dicht am Abgrund vorbeizog. Der sonderbare Führer wies mit seinem Stock da hinunter und sagte: „Sehen Sie da, da ist vor ein Stück drei Jahren eine Postkutsche hinuntergepurzelt, 's mag schön gerumpelt haben, als der Wagen mit den alten Kleppern kopfheißer da hinunterrollte. 's sollen

auch ein paar tot gestiegen sein, sagt man.“ Mein Großoheim, dem es in seiner Haut ungemütlich genug war, verbat sich weitere Erzählungen dieser Art, der Führer grinste, piffte durch die Zähne und sagte: „Na, denn nichts für uns! — konnt' ich's wissen, daß der Herr sich fürchtet?“ und verstummte nun ganz. Er ging nur immer mit riesigen Schritten vor dem Reisenden her, Abhänge hinauf und hinab, durch Schluchten, Steinschrambe, Gebirgsbäche, und war in seinem Schweigen ebenso unheimlich wie zuvor in seinen Reden. Endlich blieb er am Rande eines Gehölzes stehen, wies mit seinem Stock auf ein in der Entfernung aufschimmerndes Licht und sagte: „Das ist Haus Br., wenn's dem Herrn gefällig ist.“ Mein Großoheim, der im dunklen Walde nicht seinen Beutel ziehen wollte und zudem nicht gewiß war, durch wie viel Hohlwege und Wasserläufe der Weg noch führe, ersuchte ihn, ihn nun auch ganz bis dahin zu bringen. Mürrisch erklärte der Begleiter: „Wie Sie wünschen, Herr, obgleich ich's nicht gern tu.“ Man will doch auch seine Ruh' haben.“ Er ging wieder vor ihm her und brachte ihn bis zu dem Gehöft. Ein wildes Geheul von Hunden empfing sie, eine Tür ward aufgetan, ein freundliches Licht leuchtete in die Dunkelheit. Der Reisende trat ein, er ward erkannt, begrüßt. Inzwischen stand sein Führer bescheiden zur Seite. Er zählte ihm den Lohn auf den Tisch, der Fremde strich sein Geld ein und entfernte sich mit hastigem Grub.

„Herr Regierungsrat“, fragte ihn der Hausherr, „wo ist denn mein Knecht?“ — „Zurückgeblieben“, erwiderte mein Oheim. — „Und warum haben Sie den Führer genommen?“ — „Nun“, sagte er lachend, „das will ich Ihnen gestehen: Ich fühlte mich nicht sicher in diesen Wäldern, ich habe da kürzlich die Sache Heedt bearbeitet, und ich muß offen sagen: dem Kerl hätte ich nicht im Dunkeln und allein begegnen mögen. Zum Glück habe ich da einen zwar ungemütlichen, aber doch anscheinend zuverlässigen Führer gefunden, der mich sicher und unbeschadet hergebracht hat.“ — „Das muß ich Ihnen sagen“, entgegnete ebenfalls lachend der Hausherr, „den besten Führer haben Sie erwählt, den Sie finden konnten, das war ja gerade der Heedt!“

## Das Mädchen mit der Sammelbüchse.

Von E. van Rith de Zeude.

Sie war etwas unansehnlich, eher häßlich als hübsch, ihr fehlte jede Anmut und Eleganz. Niemand beachtete sie, man sprach niemals von ihr, aber es gibt etwas, das schlimmer ist, als daß schlecht über ein Mädchen gesprochen wird, und das ist, wenn überhaupt nicht über sie gesprochen wird. So war es schon in der Schule, so war es stets geblieben, auch jetzt, da sie ihr gleichmäßiges, ereignisloses Leben bei Vater und Mutter dahinlebte.

Daß sie bei der Straßentollette mithalf, verdankte sie einer früheren Mitschülerin — Freundinnen hatte sie nicht — die sie dazu überredet hatte. Sie fühlte sich zu überumpelt und verlegen, um schnell eine Ausrede zu finden, und nachdem sie einmal zugesagt hatte, konnte sie nicht mehr zurück. Sie hatte noch daran gedacht, sich am letzten Tage krank zu melden, aber selbst zu einer solchen Lüge fehlte ihr die Initiative. Und so stand sie nun auf der zuaigen Bräute mit ihrer Sammelbüchse und bettelte im Dienste der Wohlthätigkeit. Viel Geschick bewies sie dabei nicht, sie ließ sich leicht abspießen, sie genierte sich, den Leuten die Büchse lange entgegenzuhalten, sie war schüchtern und ungewandt, wenn sie einem Herrn eine Papierblume auf den Revers seines Jacketts heften sollte.

Überdies war es ein kalter Herbsttag und auf der Bräute zog es immer unangenehmer. Ein Stückchen weiter sammelten zwei hübsche lebenswürdige Mädchen, anscheinend Schwestern, in neuen Kostümen mit kurzen Röcken, und die schnappten ihr alles weg. Sie konstatierte dies ohne Reid; sie wußte ja, daß sie nicht schön oder anziehend war. Sie fühlte, wie ihre Wangen vor Kälte blaß wurden und ihre Nase immer röter; und sie empfand eine starke Reizung, fortzulaufen und die fast leere Büchse nur in Gottesnamen abzuliefern.

Und gerade als dieser Gedanke wieder heftig in ihr aufkam, sahen ihre Augen, die vor Kälte und Verzweiflung trübten, „ihn“ die Straße heraufkommen, gerade auf ihre Bräute zu.

„Er“ war der stille Held ihrer Träume, denn auch häßliche Mädchen haben romantische Träume, viel romantischer oft als schöne Mädchen sie haben. Sie war nie mit ihm zusammengetroffen; aber eines Abends, vor Jahren, hatte ihr Vater ihr einen jungen Mann im Theater gezeigt und begeistert seine geschäftliche Tüchtigkeit und schnelle Karriere gerühmt. Und sie hatte sich eingebildet, daß er sie angeheiratet hätte, nicht einmal, sondern mehrmals an diesem Abend.



Das war auch durchaus möglich, denn gutaussehende Männer lassen manchmal ihre Blicke über hässliche Frauen gleiten; es regnet ja auch für Gute und Böse. Nach diesem Abend fuhr sie noch einige Male mit ihm in derselben Tram, und wieder glaubte sie, daß er sie angesehen hätte.

Ein stiller Roman war das für sie geworden, viel aufregender als alle Romane, die wirklich erlebt werden.

Und nun kam ihr Held gerade auf den Platz zu, wo sie im Dienste der Wohltätigkeit bettelte. Er war nicht allein; aber sein Begleiter war lange nicht so groß und stattlich wie er, dachte sie. Sie wollte ihm die Büchse entgegenhalten und bitten, und wenn er dann gab — und daran zweifelte sie nicht, da sie wußte, daß er dorthin war —, dann würde sie sein schönes Gesicht ganz dicht in der Nähe und lange ansehen können und auch seine tiefen grauen Augen, den lachenden Mund mit den blinkenden Zähnen, die ganze stattliche Erscheinung...

Sie stand er auf der Brücke, und sie trat ihm ängstlich und doch hastig entgegen.

„Gewiß, gewiß!“ antwortete er auf ihre gestammelte Bitte, er öffnete sein Jackett und holte aus der Westentasche eine Banknote, die er diskret in die Büchse gleiten ließ. „Strecken Sie mir nur die Blume an!“ sagte er noch, während seine Augen ihr zusahen.

Sie tat es, und ihre Finger zitterten dabei. Dann zog er sehr höflich den Hut und gesellte sich wieder zu seinem Freunde, der langsam weitergegangen war.

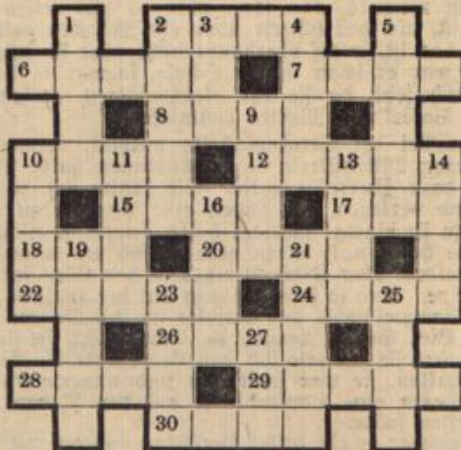
Es war wie eine magnetische Kraft, die das hässliche Mädchen noch ein Stück Wegs mit dem hübschen Manne zog, bis zum Ende der Brücke, und wenn diese Kraft nicht gewesen wäre, würde ihr auch der folgende Dialog erspart geblieben sein.

Der Freund sagte: „Ich will noch mit meinem Obolus warten, bis ich ein hübscheres Mädchen mit einer Sammelbüchse treffe.“

Und darauf antwortete er mit seiner sympathischen, vornehmen Stimme: „Rein, ich suche mir immer die hässlichsten aus. Die sind einem viel dankbarer.“

(Berechtigte Übertragung aus dem Holländischen von Willy Blocher.)

## Kreuzwort-Rätsel.



Wagerecht: 2. Haustier. 6. Juristischer Ausdruck. 7. Musikwerk. 8. Inhaltlos. 9. Fürwort. 10. Männername. 12. Italienischer Dichter. 15. Figur der griechischen Sage. 17. Nordische Münze. 18. Artikel. 20. Insekt. 22. Fläche. 24. Griechische Gottheit. 26. Musikalisches Instrument. 28. Stadt in Westfalen. 29. Muse. 30. Brennmaterial. — Senkrecht: 1. Klebstoff. 2. Stadt an der Saale. 3. Nibelungen-gestalt. 4. Weiblicher Name. 5. Einkommen. 9. Stadt in Holland. 10. Planet. 11. Kohlenmarke. 13. Fluß bei Ebern-förde. 14. Liebesgott. 16. Verbrecher. 17. Wie 17 wagerecht. 19. Tageszeit. 21. Monat. 23. Biblische Person. 25. Europäer. 27. Flüssiges Fett.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 232: Wagerecht: 1. Pirat. 5. Nil. 7. Pan. 9. Einn. 11. Star. 14. Ebbe. 17. Alabaster. 19. Pos. 20. Ich. 21. Semmering. 26. Wega. 27. Poge. 28. Gig. 30. Alt. 31. Alt. 32. Äfen. — Senkrecht: 2. Inn. 3. Ale. 4. Opal. 6. Bube. 8. Ara. 10. Met. 12. Tasse. 13. Bauer. 15. Brigg. 16. Elf. 18. Ehe. 22. Eage. 23. Mai. 24. Ja. 25. Note. 29. Gas. 30. Ate.

Verantwortlich für die Scherz- und Spott-Redaktionen: Dr. G. Schellberg in Wiesbaden. — Druck und Verlag von G. Schellberg'schen Buchdruckerei in Wiesbaden.

## Hygiene und Heilkunde

**Gesundheitsregeln für Raucher.** Dem Amtlichen Preussischen Pressedienst wird vom Reichsausschuß für hygienische Volksbelehrung geschrieben: Das Rauchen ist heutzutage eine in allen Schichten der Bevölkerung weit verbreitete Sitte, der Männer und Frauen oft geradezu mit Leidenschaft huldigen. Daß der Tabak bisweilen ein wertvolles Genußmittel darstellt, ist ebenso bekannt wie die Tatsache, daß das Rauchen nicht selten gewisse gesundheitliche Gefahren in sich birgt. Diese gesundheitlichen Schädigungen lassen sich indessen bis zu einem gewissen Grade einschränken durch Beachtung von Vorschriften, wie sie kürzlich eine spanisch-medizinische Zeitschrift veröffentlicht hat: 1. Nimm milden Tabak, der möglichst wenig Nikotin enthält. 2. Das Rauchen ist schädlich bei all denjenigen Menschen, die an schlechter Verdauung leiden und an Bronchial- oder Lungentuberkulose leiden, ganz allgemein bei allen denjenigen, bei denen der Genuß der Zigarre übermäßige Speichelausscheidungen hervorruft. Das Rauchen ist erlaubt bei allen denen, die viel reisen, gut und viel essen oder geistig und künstlerisch arbeiten. 3. Der Tabak muß trocken geraucht werden. Das Papier der Zigarette soll aus reinen Fasern bestehen ohne Verwendung von Leim. Solches Papier hinterläßt beim Verbrennen nur minimale Rückstände. 4. Gesundheitsschädlich ist das Rauchen mit nüchternem Magen oder kurz vor dem Zubettgehen. 5. Unzweckmäßig ist das Rauchen während einer körperlichen Übung (Ballspiel, Laufen, Radfahren usw.). 6. Ein wichtiges und wertvolles hygienisches Vorbeugungsmittel ist die Anwendung des Mundstücks für Zigaretten und der Pfeife für den Tabak. 7. Um die schädlichen Wirkungen des feuchten Tabaks und des warmen Rauches zu vermeiden, ist die Verwendung einer Zigarettenspitze zweckmäßig. Raucht man ohne Spitze, so empfiehlt es sich, die Zigarre wegzuerwerfen, sobald man mehr als die Hälfte geraucht hat. 8. Es ist schädlich, die Spitzen der Zigaretten zu kauen, weil dadurch die Speichelausscheidung vermehrt wird und die Schleimhäute der Lippen und der Zunge gereizt werden. 9. Rauchen durch die Lunge oder durch die Nase ist unter allen Umständen gesundheitsschädlich. 10. Um Zähne und Mund rein und frisch zu erhalten und die örtliche ätzende Wirkung des Tabaks möglichst zu vermeiden, ist Gurgeln mit geeignetem Gurgelwasser und Zähneputzen zweckmäßig und notwendig.

## Scherz und Spott

**Mißverständnis.** Der Bauerntöfchel, der zum erstenmal in der großen Stadt ist, sieht einen prachtvoll gefärbten Pavagai an einem Fenster. Er klettert herauf, um ihn zu fangen. Der Pavagai sieht ihn scharf an und sagt: „Was wünschen Sie?“ Töfchel zieht erstaunt seine Nase und stottert: „Verzeihen Sie, mein Herr, ich dachte, Sie wären ein Vogel.“

**Ausgesperrt.** Die amerikanischen Sonntagsblätter sind bekanntlich außerordentlich umfangreich, daher der folgende Witz: „Die Smiths konnten nicht in ihre Wohnung rein, als sie aus den Ferien kamen.“ „Was war denn los, hatten sie die Schlüssel verloren?“ „Nein, sie hatten vergessen, die Sonntagszeitung abzubestellen.“

**Wink mit dem Zaunpfahl.** Lange Zeit saßen sie schweigend. Dann fragte er nervös: „Woran denkst du jetzt?“ Man sah ihm an, daß er etwas sagen wollte und nicht den Mut fand. Sie errötete, rückte unruhig auf dem Stuhl hin und her und plakte dann heraus: „Du mußt den Antrag machen und doch nicht ich.“

**Der Höhepunkt.** „Meines Mannes Liebe ist unbegrenzt“, schwärmte die junge Frau. „Sie geht wohl sogar so weit, daß er ist, was du isst?“ fragte ihre Mutter. „Das ist noch gar nichts“, erwiderte sie stolz, „aber er gibt nicht zu, daß ich es esse.“

**Einfaches Rezept.** „Was soll ich denn bei Kleptomanie nehmen?“ fragt die Patientin den Arzt. „Nichts“, erwidert dieser.

**Ein interessantes Thema.** Der Astronom, der einen Vortrag über Sonnenflecken gehalten hat, trifft eine bekannte junge Dame, die ihm ihr größtes Bedauern ausdrückt, daß sie nicht den Vortrag hören konnte. „Interessieren Sie sich denn so für Sonnenflecken?“ fragt er verwundert. — „Aber gewiß doch“, ruft sie aus, „ich leide doch so sehr an Sommerprossen.“